

Copyright Eva Demski

Drosselgasse

Als ich klein war und zum erstenmal in der berühmten Drosselgasse war, ist sie mir lang vorgekommen, sehr lang und sehr steil. Man rutschte leicht auf ihr aus, weil sie mit senfigen Pappen besät war, und unserem Hund Bussi wurde schlecht von den vielen Bratwurstresten, die er gefressen hatte. Ich kann mich nicht erinnern, warum wir den Ausflug gemacht haben, denn eigentlich fuhr man da nicht hin. Es war zwar eine Art Zentrum des Frohsinns, ein Nabel der Welt, ein Ort, an dem es den ganzen Tag und die ganze Nacht lang lustig sein sollte: Aber eben für andere. Das Lustigsein stand zwar überall am Rhein hoch im Kurs, aber die Rüdesheimer Drosselgasse war für Rheingaukenner etwa das Gleiche wie Rothenburg ob der Tauber für Liebhaber alter Architektur: Man nahm den Ort trotz seiner Berühmtheit nicht für voll. Es gäbe dort nur schlechten Wein und Remmidemmi.

In Wirklichkeit ist sie kurz, schmal, und überhaupt nicht steil. 144 Meter lang, ich vertraue den Angaben, nachgemessen habe ich nicht, schon weil ich nicht weiß, wie man eine Straße mißt. Wo genau beginnt sie? Wo hört sie auf?

Erst einmal finden wir sie nicht, weil wir kurz davor an einer großen Baulücke hängenbleiben und uns partout nicht erinnern können, was da einst gestanden hat. Was immer es war, es hat einer Investition Platz gemacht, Wohn- und Geschäftshaus, die übliche Architektenschautafel informiert. Die wollen einem immer suggerieren, alles werde schön und ordentlich, Rheinblick inklusive. Über die Uferstraße donnert der Verkehr.

Die Drosselgasse erinnert mich an einen Basar, so dunkel und geheimnisvoll macht sie ihre Angebote an die Besucher. Links und rechts liegen Kneipen, Läden und kleine Höfe, Reisegruppen fließen ineinander und wieder auseinander und die Reiseleiter erzählen in dem Gedränge souverän übereinander hinweg. Trotz strahlender Sonne herrscht Dunkelheit, vielleicht ist

das das Besondere. Wilfried F. Schoeller nennt die Gasse *ein Verbundsystem von Hohlräumen, die auch am Tag künstlich beleuchtet werden.*

Nichts kommt ans Licht, egal, wie man sich aufführt. Damit man zu einer schönen Enthemmung findet, gibt es längst nicht mehr nur den berüchtigten Riesling, sondern mehr und mehr Bier und Exotisches. Ein Drink heißt „Orgasmus“, so steht es jedenfalls auf einer Tafel, und neben mir sagt eine Frau, die die gleiche Tafel studiert, zu ihrer Begleiterin: „Wiltrud würde ja nie aus Gronau weggehen.“ Es ist so eng hier, daß man viel mitkriegt, aber sündig ist das überhaupt nie, sondern eher das ganz normale kleine Leben. Ich sehe nicht einen einzigen jungen Menschen. Vielleicht ist die Drosselgasse zu analog. Das wird man in ein paar Jahren zu schätzen wissen, davon bin ich überzeugt. Die Produktfülle der Andenkenindustrie wirkt hier in ihrer Monstrosität beeindruckend. Was Menschenhirne sich ausdenken können! Es ist wie ein Zwang: Man muß auf diesen schmalen, sanft ansteigenden 144 Metern irgendetwas kaufen, etwas Blödes, viel zu Teures, total Unbrauchbares, etwas, wofür man sich beim ersten Schritt hinaus ins Sonnenlicht, in die normale, vernünftige Welt, schämen wird. Auch da kommen wieder Erinnerungen an Basare ins Spiel, an die unwiderstehlichen Überflüssigkeiten des Morgenlandes. Glitzern muß es und Reichtum vorgaukeln. Der Händler, bei dem ich eine völlig überteuerte und sehr geschmacklose Tasche kaufe, gebietet über eine unübersehbare Höhle voll Kristallenem, Ledernem und Bronzenem, hinter ihm stehen Totenköpfe in langen Reihen, die mich aus leeren Augen mahnend anschauen. Ich glaube, es sind Aschenbecher. Der Pragmatiker an meiner Seite meint, ich bekäme „draußen“ – das heißt, in der anderen Welt – zehn solche Taschen für den gleichen Preis. Obwohl er persönlich nicht begreifen könne, daß man überhaupt so eine Tasche haben wolle. Er versteht nichts. Der Händler beobachtet mit Gleichmut und weisen Augen unseren kleinen Disput. Übrigens ist er Orientale, ich traue mich aber nicht, ihn zu fragen, woher er kommt. Wie

oft mag er Paare wie uns in seinem Laden gehabt haben! Natürlich setzen sich die Frauen durch.

Der Rheingau ist eng, aber hier ist alles noch enger, und so kann man andere Paare beobachten, ohne aufdringlich zu wirken. Aufdringlichkeit ist der Gasse sozusagen immanent. Man kann nicht *nicht* zuhören oder zuschauen. Vorherrschend ist die Sprache des Ruhrgebiets. Das am wenigsten sentimentale Idiom sämtlicher Bundesländer sorgt für klare Abgrenzungen. „Wird getz Zeit!“ sagt ein Mann zu einem anderen, während ihre beiden Frauen vor einem Klamottenlädchen diskutieren. Vier Männeraugen haben die Kneipe gegenüber fest im Blick. Man ist schließlich hergekommen, um zu trinken, und das ist eine ernste Sache. Im Grunde genommen sehen von ihren Frauen zum Amusement getriebene Männer immer so aus, als wären sie gern woanders, wüßten aber nicht, wo. Nur die Mutterschoßartigkeit einer Kneipe bietet Schutz, und in die strebt man, auch hier, auf diesen berühmten paar Metern. Die Auswahl ist groß, und auf Originalität wird Wert gelegt. Es gibt singende Wirte und internationale Wirtinnen. Im Grunde genommen ist die Drosselgasse ein Bollwerk gegen die Gleichmacherei der Globalisierung und der digitalen Welt. Sie wird durch Hamburger oder Döner nicht amerikanisch oder türkisch, sondern die werden rheingauerisch. Man nennt das Anverwandlung.

Im Grunde genommen verstehst du hier nichts, wenn du nicht einen Abend lang mitgesoffen und gesungen und geschunkelt hast, sagt E.

Kannst du dir das vorstellen? sage ich.

Nicht so richtig, antwortet er.

Aber deswegen kann man sie doch nicht ignorieren, sage ich. Sie ist eine Legende! Ursprünglich eine flußnahe Trinkgelegenheit für die Schiffer, teilabgebrannt, wieder aufgebaut, Nutznießerin des Booms um die Germania im Niederwald, zerbombt und wieder auferstanden. Das erklärt aber nicht den Mythos um das Sträßchen. Ein dünner Strohhalm, der die ganze Welt einsaugt, von Amerika bis Japan und sie mit Millionen gespeicherter Fotos wieder entläßt.

Warum werden Orte zum Mythos? Sie haben entweder etwas Sichtbares, das die Menschen fasziniert oder wovon sie denken, es müsse sie faszinieren. Dome und Schlösser, Wasserfälle oder andere Naturschauspiele: Da muß man hin. Oder es gibt etwas Unsichtbares; irgendein Geheimnis, von dem jeder weiß, wie bei der Loreley. Auch da muß man hin. Aber die Drosselgasse? Zu sehen ist hier nichts, was es nicht an tausend anderen Orten genau so gäbe. Geheimnisse schlummern hier auch nicht, kein versunkenes Gold, kein Pakt mit dem Teufel, kein gefährlicher Todesstrudel im Strom bringt die kollektive Phantasie in Wallung. Gemütlichkeit, das deutsche Wort, vielleicht ist das das Geheimnis? Vielleicht ist sie der Gral, nach dem Russen und Inder, Italiener und Chinesen hier suchen? Sie können einem leider nicht verraten, was sie sich darunter vorstellen.

Ach, der Rheingau und seine Unsichtbarkeiten. Das Gebück ist auch so eine, jener lebendige Schutzwall aus gebogenen Buchen und allerlei Dornestrüpp, das wir schon zum wiederholten Mal nicht gefunden haben. Mit der Gemütlichkeit ist es wie mit dem Gebück. Man glaubt an die Existenz, aber man findet keine richtigen Beweise.

Über die Drosselgasse haben sich ganze Generationen mokiert, so einen Ort besucht man doch nicht als gebildeter Mensch! Ich glaube, das ist nur Neid. Eine Gasse voll Vergnügungen, voll Gemeinsamkeit, in der jeder so falsch singen darf, wie er will. Es geht alles nur Ellenbogen an Ellenbogen und weil es so ist, haben sie hier schon seit Hunderten von Jahren Übung darin, mit Kontrollverlusten umzugehen. Vielleicht ist das hier ein Kurort gegen misanthropische Anwandlungen, Medizin gegen Vereinsamung. Wenn alle so dicht zusammengepackt sind, kann keiner hinfallen.

Ein Blick ins Weite käme jetzt gelegen, damit sich die Gedanken wieder klären. Es liegt wahrscheinlich an meiner ortsunüblichen Nüchternheit, daß mir solche Sentimentalitäten in den Kopf kommen. Der normale Verlauf wäre gewesen: Ein Abend lang großes Juhu, am anderen Morgen dicker Kopf und ein bißchen Verlegenheit, man erinnert sich, laut mit den anderen gesungen zu haben: *Santa*

Maria, Insel, die aus Träumen geboren... das wäre ein Drosselgassenabend, wie er sich gehört. Vielleicht kommen wir ja mal soweit. Es wäre wahrscheinlich auf irgendeine Art sehr lustig. Oder sehr gräßlich. Wir benutzen die Fahrt in das stille Lorchhausen, um uns mit dem Gedanken anzufreunden, daß wir für den Mythos Drosselgasse noch viel lernen müssen.

Lorchhausen und der Wald, das ist echte Einsamkeit. Erst spät fällt uns auf, daß in diesem Wald viele kleine Gärten liegen, wie vergessene Kolonien. Sie sind eingezäunt und wirken eigenbrötlerisch, verrostete Rutschen stehen da und leere Hasenställe. Es gibt viele kleine Wegaltäre hier und Heiligenstatuen, der Friedhof von Lorch sieht wie aufgeschichtet aus, die Toten müssen sich genau so am Berg festkrallen wie die Lebenden. Einerseits ist hier jeder Quadratmeter benutzt, kultiviert, in Besitz genommen, umzäunt oder ummauert, aber die, die das getan haben, lassen sich nicht blicken. Es ist eine ganz dornröschenhafte Ecke der Welt, hier erzählen die Dinge ihre Geschichten, nicht die Menschen. Kein größerer Gegensatz zur Drosselgasse ist möglich. Irgendwann sehen wir auch wieder ein geheimnisvolles Zeichen auf einem Schild, es sieht aus wie zwei stilisierte Palmen, und das heißt: Hier irgendwo war oder ist das Gebück. Hier aber kann nichts dergleichen sein, wir stehen auf einer weiten Wiese, am Horizont drehen sich Windräder. Von einer Buchen – Schlehen - und Brombeerhecke ist nichts zu sehen. Ein Phänomen, dieses Gebück, der lebendige undurchdringliche Wall, hinter dem die Zeit hundert Jahre hätte stillstehen können. Vielleicht hat sie es getan, da und dort. Man kann es nicht dingfest machen, es ist so vage wie die Sache mit der Gemütlichkeit. Später kommen wir an einem hölzernen Brunnenmaul in Zwergenform vorbei, das ist die Trifter Quelle. Das Wasser schmeckt gut, jedenfalls bilden wir uns das ein. Quellwasser muß gut schmecken. Die Hinweisschilder, man dürfe Platz und Quelle nicht verunreinigen, sind mehrsprachig. So weit reicht sie, die Internationalität der Drosselgasse!